



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hohrath, Clara: Im alten Brüssel : (Schluß). 24

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

deckt ist; auch ist es nur ein sogenanntes Kenotaphium: denn sein Leib wurde in der Dresdner Frauenkirche beigesetzt. Aber es schien doch seinen Hinterlassenen wünschenswert, daß auch in der alten Geschlechtskapelle seiner gedacht werde.

9 und 11. Dieselbe Pietät hat auch für zwei wackre Streiter, die weit von der Heimat für das Evangelium ihr Blut verspritzten und in fremder Erde ruhen, hier Denkmäler errichtet: für Michel von Schleinitz auf Seerhausen, den Hofmarschall und Berghauptmann des Erzgebirges, der 1553 an der Seite seines Kurfürsten Moritz bei Sievershausen fiel, und für Haubold (11), der am 20. Dezember 1562 bei Dreux in Frankreich als ein Parteigänger der Hugenotten den Heldentod starb. Michels Kenotaphium ist links von der Tür, Haubolds Denkmal an der entgegengesetzten Wand an der linken Emporentreppe. Von rührender Schlichtheit, fern von aller Ruhmredigkeit sind die Inschriften. Unter dem Steinbilde des knienden Michel steht: „Nach Christi unsers Herrn Geburt MDLIII ist der gestreng und ehrenfest Michel von Schleinitz in der Schlacht im Ampt Peinen bei Hilbesheim erschossen worden, leit zu Sievershausen in der Kirche begraben, ist geschehen den neunnden Tag des Heumanden, seines Alters im XLV Jahr.“

Haubold, eine schlanke, noch ganz jugendliche Rittergestalt, steht aufrecht und schaut auf einen Kreuzifixus hin; daneben sieht man ein französisches Zeltlager und eine Festung. Darunter steht:

Haubold Schliniz von edlem Stam
Seines Lebens End in Frankreich nam
Drei Angriff geschaen einen Tag,
Im andern bleib er uf der Stat.
Es war sein Eltern ein große Klag,
Die werden ihn sehen an jenem Tag.

Endlich ruht hier der 1594 gestorbne letzte Besitzer des Stammhauses, Abraham (12), dessen leider sehr beschädigtes Monument neben dem Haubolds steht, und der 1654 in Zahna bei Meißen gestorbne Oberst Heinrich von Schleinitz (13), dessen reichgegliedertes Denkmal aus schwarzem Holz mit vielen Figuren und bunter Malerei über der Kapellentür befestigt ist.

Eine Schleinitzische Stiftung ist auch die schöne, aus Holz geschnitzte, leider meist mit Tuch verhängte Kanzel der Atrakirche. Sie ist im Jahre 1657 durch Felicitas von Schleinitz erbaut worden, die Witwe des 1635 gestorbnen Hans Georg auf Graupzig, der Inspektor der Meißner Landesschule war. Die Kanzel zeigt in guter Arbeit die Figuren der Stifterin und ihrer Familie in den bunten, malerischen Trachten des siebzehnten Jahrhunderts.

(Schluß folgt)



Im alten Brüssel

Von Clara Hohrath

(Schluß)

24



uf der heiligen alten Grand Place ist es Feiertag. Verschwunden sind alle Blumenstände, bunte Konfettis wirbeln im Spiel mit dem Wind über den großen, rein gesetzten Platz, an dessen östlichem Ende in einsamer Größe ein rot und goldner, pflanzenumbauter Altar aufragt. Die alten, uralten Gildenhäuser sehen jung und prozig drein in ihrer glitzernden Goldverbrämung, mit der sich lachend die Sonnenstrahlen küssen.

Von fernher nähert sich die Musik, die getragne, volltönige Kirchenmusik, die

zugleich das Gemüt erhebt und die Sinne erregt. Eine lange, dichtgedrängte Menschenkette zieht sich rings um den großen, leeren, sonnbestrahlten Platz.

Jetzt kommen sie!

Vorauß, auf ihren tänzelnden Pferden, die stolzen Guiden, des Königs eitleß Leibregiment, und dann die weißgekleideten kleinen Mädchen mit ihren Blumenquirlen, die lila umschleierten Jungfrauen Christi mit den goldnen Insignien der Kreuzigung, endlich unter schwankendem Baldachin der von Priestern umgebne Erzbischof mit dem Allerheiligsten. Er besteigt in goldbesticktem Gewande den Altar, er hebt die Arme empor und segnet die alte, heilige, schöne Grand' Place und seine guten Brüssler Kinder. Weit hingestreut über den vom Militär umsäumten freien Platz knien, Schneeflocken gleich, die weißen Kinder. Und das Volk, das vor wenig Tagen der Kirche und den verhassten Pfaffen geflücht hat, steht still und schaut mit andächtigen Augen die bunte, feierliche Pracht.

Nur eine rohe Männerstimme durchkreuzt grell diese beschauliche Andacht: Seht die Pfaffen! Die schmutzigen Jesuiten, die ehrlosen Betrüger! Unsr Soldaten benutzen sie! Unsr Soldaten im Dienst der schmutzigen Pfaffen — psst! Wer bezahlt sie aber? Ich — und du — und du!

Was will der aufgeregte Mensch? Er kommt zu spät mit seiner Entrüstung. Ungeklärt wollen die Brüssler den weihewollen Anblick genießen. Weg mit dem Schreier! Keiner hebt die Hand, den Schutzmann zu hindern, wie er mit schnellem, sicherm Griff den Ruhestörer faßt und ins Rathaus drängt. C'est bien fait! Wie konnte er so verlezend in die Andachtschauer all der begeisterten Herzen hineinschreien?

Der Priester segnet seine stillen, frommen Kinder.

Gleichgiltig und zufrieden schauen die alten Häuser drein. Dasselbe Schauspiel haben sie schon seit Jahrhunderten gesehen, Blut haben sie fließen sehen, Könige sich belustigen und Narren tanzen, nichts überrascht sie mehr.

Die Kirche ist allmächtig! Die Erkenntnis stammt ihnen noch vom Mittelalter her, und sie glauben, seitdem habe sich nichts verändert in der Welt. Wer möchte solchen Glauben auch den alten Häusern der Grand' Place verdenken?

Die Brüssler Kirmes geht an. Auf dem Boulevard du Midi ziehn sich hoch über den Köpfen der Menge Ketten mattleuchtender Papierlaternen über den Fahrweg hin und her. Die jungen Platanen stehn wie Christbäume da, mit kleinen bunten elektrischen Birnchen bespickt. Triumphpforten von Gold und Silber strohend, mit grell bemalten Holzstatuen, Flaggen und zitternden Transparenten geschmückt, verbergen das bunte Leben der Karussells, der Theater und der Zirkusse. Es ist ein funkelndes Glitzern, ein blechernes Musikgeschmetter den ganzen Boulevard lang.

Scharenweise kommen die Marolliens von der Porte de Hal herunter gezogen in dieses Licht- und Töne Meer. Sie tragen feurige Papierblumen im Knopfloch, die alten Loustics. Sie fahren auf den barocken Tiergestalten der Karussells durch schwarze Tunnels und über glitzernde Seen, immer rund um. Sie schießen an den Schießbuden die Tonpfeifen in Stücke, die vor den fragigen Holzgesichtern baumeln. Sie schlagen mit aller Kraft ihrer sehnigen Arme den Hammer des kleinen Lukas, daß die Metallscheibe hoch emporsaust an der langen Stange und oben an der Spitze die Glocke anschlägt. Sie drängen sich in die blitzblanken niederländischen Waffelbuden, in denen es brizelt und bragelt von kochendem Fett, reihen sich behaglich in die schmalen Schiffstojen zur Seite der langen Bude und essen salzbestreute „Pommes frites“ für einen Sous mit ihren ungewaschenen Fingern. Überall sind die Marolliens, sie sind bei allem die lautesten und die lustigsten, sie, die leichtlebigsten Kinder des vergnügungssüchtigen belgischen Volkes.

Das Volkshaus steht leer. Van der Velde spricht nicht mehr. „Unsr tote Saison“ nennt solche Zeiten, die ihm nicht gefallen wollen, der gebildete Portier.

Der Pouchenellekeller des Windengangs war in andre Hände übergegangen. Die Marionetten stolzierten wieder armeschlägelnd über die Bretter, aber Papa Toone lenkte sie nicht mehr.

Der wohnte als feiner Rentier in der Hoogstraat. Er mußte mit seinem Theater nicht allzuschlechte Geschäfte gemacht haben, denn er wohnte jetzt au premier in drei vornehm möblierten Zimmern. Und eine Tochter und Pflegerin hatte er zu sich genommen, der gemüthliche alte Herr.

Fintje kochte und putzte und sorgte für ihn. Mère Marie hatte sie ihm geschickt. Zuerst hatte Fintje sich schon gestraußt: Ich darf nicht, weil ich schuld an meinem Unglück bin!

Liebe darf jeder jedem erweisen, sie bleibt immer ein köstliches Geschenk, von wem sie auch komme! hatte Mère Marie sie belehrt. Er ist einsam und braucht dich. Es ist köstlich, einem Menschen, der uns braucht, wohlthun zu dürfen. Und hier kannst du nicht immer bleiben. Wir Heilsoldaten müssen jederzeit des Verzeßungsrufes gewärtig sein. Wer weiß, wohin ich befohlen werde. Du bist mir verängstigt in die Arme gelaufen bei der Nacht, ich hab dich schützend an mich gedrückt bis vorübergezogen war, was dich schreckte. Nun mach ich dir die Thür wieder auf, und nun laß heim, Fintje, denn da, wo du Liebe erweisen und Arbeit verrichten kannst, da ist dein Heim.

Und Fintje war unter heißen Tränen aus den mütterlichen Armen weggelaufen, Papa Toone ihre Dienste anzubieten.

Es ist gut von dir, Kind, daß du eines armen Vaters traurige Einsamkeit teilen willst, hatte Papa Toone weinerlich gesagt, der sein Theater und seine alten Kunden vermißte. Jetzt kommt keiner mehr, sein Glas bei mir trinken, nun lebe ich außerhalb der gebildeten Welt!

Doch kam es bald besser, als er sichs gedacht hatte. Täglich mußte Fintje ins nächste Wirtshaus laufen, um Papa Toones dickbauchigen Jarokrug füllen zu lassen, denn alte Kunden kamen, um den neugebacknen Rentier auf ein Stündchen zu besuchen. Der legte dann die Arme in den blendend weißen Hemdärmeln breit auf den Tisch, unterhielt seine Gäste voller Leutseligkeit und schenkte ihnen fleißig ein, wie ein rechter Wirt, nur daß er keine Bezahlung mehr verlangte.

Die Freunde nahmen ihn dafür wieder mit in diese oder jene Kneipe, damit sich ihr lieber, alter Herr Direktor nicht allzusehr vom Leben abscheiden und darüber verdrossen und einseitig werden möchte. Papa Toone rührte diese Anhänglichkeit seiner alten Kunden, und er begann sich recht gemüthlich zu fühlen bei dieser neuen bequemen Lebensweise. Die Menschen sind verschieden angelegt, erklärte er Fintje; der eine frißt seinen Kummer in sich hinein, und der andre hat das Bedürfnis, sich auszusprechen — das bringt ihm Erleichterung, und zu dieser letzten Sorte gehöre ich. Und dann zog er behaglich schmunzelnd mit seinen Getreuen Arm in Arm davon zum Capitainje oder in den Jardin rompu.

Fintje empfand es beinahe als eine schmerzliche Enttäuschung, daß sie in Papa Toone nicht einen gebeugten, einsamen Vater zu trösten und zu versorgen hatte. Sie saß viel allein in der wohnlichen Stube und klöppelte. Von einer Nachbarin, die für ein großes Spitzengeschäft arbeitete, hatte sie das Klöppeln gelernt, und nun entstanden auch unter ihren flink umherspringenden Fingern die schönen, schwierigen Muster der berühmten Brüssler Spitzen, für die das alte Quartier des Marolles einst allein das Monopol gehabt hatte. Papa Toone bot ihr jeden Sonntag gutmüthig an, sie an irgendeinen Vergnügungsort zu führen. Aber trotz ihrer Jugend lauerten Fintjes peinliche Erinnerungen an allen Ecken und Enden. Sie wagte sich nicht auf die Straßen des schönen Brüssels, sie hätte René und seiner jungen Frau begegnen können. Sie fürchtete sich vor dem Bois de la Cambre und seinen großen ernsthaften Bäumen, die eines Nachts René's Versicherung mit angehört hatten: Wir werden einander lieb behalten bis in alle Ewigkeit! Sie scheute sich in den Jardin rompu zu gehn, weil sie befürchten mußte, das alte Lied singen zu hören von der armen Nellye Perle Amour.

So blieb sie denn lieber zuhause und wartete auf Domke, wie auch die sorgfältig eingerichtete Stube auf den Sohn Papa Toones wartete. Da stand auf dem Tisch die Lampe mit dem grünen Schirm, und an der Wand standen auf einem neuen Bücherbrett seine Schulpreise, die rot und goldnen Bände und auch alle die unschönen, abgegriffnen Lehrbücher.

Fintje freute sich zugleich auf die Rückkunft Domkes und fürchtete sich vor ihr. Vielleicht war Domke der, der ihr in den Weg laufen mußte, weil er gerade sie nötig hatte zu seiner Wohlfahrt, wie Mère Marie zu sagen pflegte. Papa Toone, der hatte seine Freunde, Domke aber, wenn er aus dem Gefängnis heimkam, hatte niemand — als sie allein.

Verstört und zerrissenen Herzens würde er heimkommen und nicht mehr wissen, wie er sich fortan zum Leben stellen sollte. Sie konnte das mit Gewißheit prophezeien, weil sie Domke genau kannte. Obschon sie früher wenig acht auf ihn gehabt und nicht viel Gedanken auf ihn verschwendet hatte, unbewußt hatte sie sein Wesen doch empfunden, denn jetzt stand es in deutlicher Erkenntnis vor ihr: Domke hatte sie immer geliebt. An all seinen Gedanken, Gefühlen und Plänen hatte sie teil gehabt, Domke gehörte zu den stillen, ungeschickten Menschen, die eigensinnig, treu und leidenschaftlich in ihren Bestrebungen wie in ihrer Liebe sind, und was sie an Enttäuschungen erfahren, in rachsüchtigem Grimm in sich hineinfressen. Daß sie, die er lieb hatte, von ihm weglaufen und sich soweit erniedrigen konnte, eines Reichen Maitresse zu werden, das hatte dem schwerfälligen, feinfühligen Domke das Leben und die Zukunft vergiftet, und er hatte sich an dem rächen wollen, der ihm sein Kleinod weggenommen hatte, wie er sich schon damals an Jan l'Grand zu rächen getrachtet hatte, als der Fintjes Bewunderung von ihm abzog. Darum fürchtete sie sich jetzt vor ihm, wenngleich sie darauf brannte, an ihm gut zu machen, soviel sie konnte. Er hatte sie wohl auch jetzt noch nötig, der unbeholfne Domke, und die festgewurzelte Liebe hatte er trotz allem Groll gewiß nicht ganz aus dem Herzen zu reißen vermocht. Würde er sich freuen, wenn er sie hier im Hause fände?

Je näher der Termin seiner Heimkehr heranrückte, desto unruhiger wurde sie. Täglich wischte sie mit sorglicher Hand den Staub in seinem Zimmer ab.

Auch Papa Toone sah des Sohnes Heimkunft mit gemischten Gefühlen entgegen, und er ging noch häufiger als bisher mit seinen Getreuen aus.

Und eines Tages gegen Abend kam Domke heim. Im grauen Dämmerlicht schob sich seine schmale, verzogne Gestalt geräuschlos zur halboffnen Tür herein.

Guten Abend, Vater!

Mit einem zurückgedrängten Schrei der Bestürzung fuhren sie beide auf, der Vater und Fintje. Der Heimgekehrte aber sah nur auf Papa Toone, Fintje wollte er nicht bemerken.

Der verlegne Vater geleitete ihn unter vielen polternden Reden in die hübsche Stube, die er ihm zugedacht hatte.

Domke, verstört und mürrisch, antwortete dem Redseligen mit keinem Wort, und der Alte stahl sich bald verlegen zu den wartenden Freunden davon.

Es war, wie Fintje heimlich befürchtet hatte: krank und gebrochen an Leib und Seele war Domke heimgekehrt.

Er saß in seinem Zimmer hinter dem Tisch, die Lampe zündete er nicht an. Nun mußte sie allen Mut zusammenraffen und zu ihm hineingehn mit der eilig hergestellten Abendmahlzeit.

Aber Domke stieß das Essen zurück. Brauntwein wollte er haben. Er bat nicht darum, er fuhr Fintje an wie eine verachtete fremde Dienstmagd. Sie lief gehorham über die Straße und kam mit der verlangten Flasche zurück, die sie stumm vor ihn hinstellte. Sie wußte, daß seinem schwächlichen Körper das scharfe Getränk Gift war, wagte aber kein Wort der Einrede.

Dann setzte sie sich wieder in die andre Stube hinüber und wartete klopfenden Herzens darauf, daß Papa Toone endlich heimkommen und sich zu dem Einsamen

an den Tisch setzen möchte. Aber als Papa Toone endlich wiederkam, hatte Domke sich eingeschlossen.

Am folgenden Tage wurde es nicht besser. Der Vater scheute sich vor dem Sohn, und der Sohn vor dem Vater. Papa Toone machte sich feige davon in gemüthlichere Gesellschaft und kümmerte sich nicht weiter darum, daß der Kranke sich vollends durch Fasten und Brantwein trinken zugrunde richtete.

Also mußte Fintje ihre ganze Kraft aufbieten und sich Domkes Willen entgegenstemmen.

Er hatte ihr die Flasche hingestoßen mit zitternder Hand.

Da lauf, laß sie füllen!

Fintje aber nahm die Flasche nicht. Sie atmete tief auf und sah den elenden, zitternden Menschen an.

Ich hol dir keinen neuen mehr!

Mit blutunterlaufenen Augen starrte Domke vor sich hin.

Marisch, voran! mahnte er heiser.

Ich tus nicht, Domke.

Dann hol ich ihn selber, drohte Domke und griff nach der Flasche. Nun, wirds bald, du faule Dirne?

Aber immer noch blieb Fintje regungslos stehn.

Da bewegte er sich auf die Thür zu.

Domke, ich bitte dich, geh nicht, tus nicht. Ich leids nicht, schrie Fintje. Du wirfst dich zugrunde richten, wenn du es so weiter treibst!

Was geht dich das an? höhnte Domke, und er lachte verächtlich.

Er war schon auf dem Gang, aber Fintje schlüpfte ihm voraus und verstellte ihm den Weg.

Ich lasse dich nicht gehn, und wenn du mich schlägst! Ich lasse dich nicht zum Hause hinaus!

Er stutzte einen Augenblick und sah sie hilflos an.

Marisch, weg da! drohte er wieder, aber ohne Kraft in der Stimme.

Nun legte Fintje ihm beschwörend die Hand auf den Arm. Ach, Domke!

Er wich unter dem Druck ihrer Hand einen Schritt zurück. Sein Gesicht verzerrte sich häßlich. Er streckte den Arm aus und tastete mit unsicherer Hand nach ihrem Gesicht und ihren Haaren.

Seiner zudringlichen Hand ausweichend, sank sie in die Knie. Was willst du, Domke?

Dich streicheln — wie du es doch gewohnt bist — so eine wie du — nun, sperr dich nicht so, du Heuchlerin —

O, Domke, du hast mich also kein bißchen mehr lieb, daß du mich so schmachvoll tranken kannst? schluchzte Fintje verzweifelt.

Domke horchte einen Augenblick mit vorgebeugtem Kopf auf dieses wehe Weinen. Dann versuchte er zu lachen, ein Lachen, das ihm im Halse stecken blieb, und dann taumelte er in seine Stube zurück, deren Thür er hinter sich ins Schloß warf.

Fintje blieb liegen, wo sie in die Knie gesunken war. Sie lehnte sich müde und gebrochen gegen die Wand.

Wie schwer die Aufgabe war, ein Unrecht zu sühnen an einem Menschen, der sie so tief verachtete und so rücksichtslos demüthigen konnte wie Domke, das hatte wohl auch Mère Marie nicht gewußt. War das die Strafe dafür, daß sie den Erlöser hatte spielen wollen für einen ganzen Haufen Glender, sie — Fintje? Aber hatte nicht Jan l'Grand zu ihr gesagt: Tapfere kleine Mädchen können wir wohl brauchen in dem großen Kampf? Sie hatte ihn wohl falsch verstanden! Nicht außs offene Schlachtfeld hinaus, wo sich die Streiter Ehren und Ansehenerringen, sollen die kleinen Mädchen laufen, in versteckten Winkeln sollen sie auf ihrem Posten aushalten und schweigend kämpfen ohne Waffengeklirr und Angriffsmusik, standhaft und demüthig. So viel Kraft trauten die beiden großen, klugen Menschen ihr zu? Ob Jean de Groot und Mère Marie sich nicht in ihr täuschten?

Es blieb still in Domkes Stube, den Branntwein hatte er sich nun doch nicht geholt. Ob er jetzt endlich dem entkräfteten Körper nachgegeben hatte und auf seinem Bett zusammengebrochen war? Sie hielt jetzt Wache hier vor seiner Thür, aber zu ihm hinein ging sie nicht wieder.

26

Endlich hatte sich Domke seines Vaters Wunsch, einen Arzt herbeizurufen, gefügt. Der joviale Herr unterhielt sich prächtig mit Papa Toone, nickte verständnisvoll bei der Untersuchung des fiebernden Kranken und stellte Fintje ohne weiteres als Pflegeschwester an.

Fintje saß am Bett, erneuerte dem Fiebernden die kalten Umschläge, wachte halbe Nächte bei ihm und freute sich beinahe der langen Bewußtlosigkeit des Kranken. Sie hatte es an sich selbst erfahren, wie so eine Krankheit erlösend auf den Menschen wirkt, wenn er sich nicht mehr zurechtzufinden weiß im Leben. Wie ein neuer Mensch würde Domke aus diesem schweren Fieber erwachen, und die Zeit seiner Gefangenschaft würde plötzlich weit zurückliegen in seinem Gedächtnis, das Leben aber sich unermesslich, wie unbetretnes Land vor ihm ausdehnen. Dann mußte die Frage, wie er es fortan mit diesem Leben halten sollte, an ihn herantreten.

Fintje grübelte angestrengt über diese Frage: Was wird Domke nach der Genesung beginnen? Dichten mußte er wieder, daraufhin hatte er all die Jahre lang gelernt, das würde ihn wohlthätig hinüberlenken von seinen verletzten Gefühlen auf erdichtete Leiden und Freuden.

Sie bat Papa Toone, dem Sohne zuzusprechen, daß er wieder Theaterstücke schreiben möchte für die alten Marionetten, die wenn auch unter andrer Leitung, doch weiterlebten und weiterspielten im alten Pouchenellekeller.

Ach, Domke wollte vom Dichten nichts mehr wissen. Er strich mit den abgemagerten Händen über die Bettdecke und schüttelte traurig den Kopf.

Ich — dichten? Nein, damit ist es nun vorbei.

Mit dem Dichten war es vorbei? Fintje senkte den Kopf tiefer über ihre Klöppelarbeit, während die Tränen ihr in den Schoß tröpfelten. Sie saß am Fenster, und das Licht fiel voll auf ihr Haar, sodaß es wie Feuer leuchtete.

Domkes Augen ruhten stetig auf Fintje, wenn sie dort am Fenster saß; nur wenn sie den Kopf hob, um nach ihm zu sehen, wandte er den Blick hastig ab.

Er schien sich an ihre Gegenwart gewöhnt zu haben, wie sich Kranke an die Dinge gewöhnen, die ihren Blicken immer wieder begegnen, wenn sie die müden Augen nach den langen Fieberträumen wieder öffnen.

Einmal, in der verschwiegnen Dämmerung, richtete er sich auf dem Ellbogen auf. Fintje, Jan l'Grand wars ja nicht, dem du nachgelaufen bist! Irgendein Fremder, der dir schöne Dinge versprach, hat dich beseffen. Warum hast du ihn nicht ins Gesicht geschlagen, den verdammten Reichen? Du tatest doch sonst so stolz und verächtlich erhaben über Nettele Berle Amour. Warum hast du es denn getan? Nur um der Kleider und Blumen und all der bestechenden Frauen Dinge willen?

Nein, weil ich ihn lieb hatte, sagte Fintje leise und fest, und der Kranke ließ sich wieder zurückfallen und fragte sie nicht weiter.

Was konnte er denn beginnen? Welche Arbeit möchte ihm zusagen? Fintje grübelte und grübelte. Sie sah die geschickten, geduldigen Hände des schwächlichen Knaben wieder vor sich, wie er hinter dem Tisch saß und an den Marionetten herumbastelte. Bei der Arbeit war er immer zufrieden gewesen. So eine feine, geduldige Beschäftigung mußte sie ihm ausfindig machen, dem armen Onkelchen, das nicht mehr an seinen Puppenfindern herumdoßtern konnte.

Während Fintje grübelte, schlug die alte Kuckucksuhr an der Wand. Der kleine blaue Vogel verneigte sich unausgesetzt und rief eine Stunde aus, die mit dem Stand der Sonne stark im Widerspruch stand. Die alte Kuckucksuhr hatte bei dem Umzug aus dem Pouchenellekeller in die Rentierswohnung wohl Schaden gelitten. Sie muß repariert werden, sagte sich Fintje. Aber der nächste Uhrmacher wohnt weit —

Plötzlich ging ein Leuchten in ihren nachdenklichen Augen auf. Domke mußte die Uhr reparieren! Das war eine Arbeit für ihn. Sie sah ihn schon im Geiste hinter dem Tische sitzen, auf dem die Lampe brannte, und sah die geschickten Finger all die kleinen Räder berühren. Domke mußte bei einem Uhrmacher in die Lehre gehn. In der Hoogstraat konnten sie wohl einen Uhrendoktor brauchen!

Sie aber durfte ihm nicht mit dem Vorschlag kommen. Selbst mußte er den Gedanken fassen. Überlistet mußte er werden wie ein eigensinniges Kind.

Wie er schlief, schlich sie an sein Bett und nahm seine große Tombaktaschenuhr vom Nagel an der Wand, schlug die Kapsel von dem Räderwerk zurück und stach rücksichtslos mit ihrer Nadel hinein. Dann stahl sie sich wie eine Verbrecherin an ihren Platz zurück.

Domke wurde es bald gewahr, daß seine Uhr stehn geblieben war. Nun saß er zum erstenmal eifrig über eine Arbeit gebückt in seinem Bett. Gedulbig bastelte er an dem Räderwerk herum.

Bringst du es wirklich zustande, Domke? Die Ruckucksuhr ist auch krank, wenn du der auch wieder aufhelfen könntest?

Vater und Sohn hatten eine wichtige Besprechung. Domke war ein kluger Gedanke gekommen. Es fehlte dem Quartier des Marolles ein geschickter Uhrmacher, und er selbst würde nicht übel Lust zu diesem stillen, künstlichen Handwerk verspüren. Der gutmütige Papa Toone, erfreut über diese erste lebensfreundige Regung seines Sohnes, war gleich zu einem Geldopfer bereit und baute die gefälligsten Lustschlösser von einem zukünftigen großen Uhrengeschäft. Domke dagegen verlor nicht viel Worte, wie das seine Art war.

Fintje wurde nicht um Rat gefragt bei dieser Zukunftsberatung der beiden Männer. Sie saß über ihre Arbeit gebeugt und sah mit glücklichem Lächeln auf ihr schönes Spitzenmuster hinab.

* * *

Auf dem Tische brannte die grünbeschilderte Lampe. Sie warf ihren freundlichen Strahlenkranz über die Tischplatte, auf der die metallnen Werkzeuge, die Uhrgehäuse und die zackigen Rädchen funkelten, und auf die mageren, vorsichtig arbeitenden Hände des kleinen Uhrendoktors, den sie im Quartier des Marolles den Uhrenoomke hießen.

Kings an den Wänden tickten die großen und die kleinen Uhren, die kranken und die schon genesenen ihr traulich eintöniges Lied. Das Uhrenonkelchen kannte und verstand sie alle. Fintje wischte täglich mit leichter, sorgfältiger Hand den Staub von den Gehäusen. Die altersschwachen, schlecht behandelten Ruckucksuhren hatten es einmal in ihrem Leben gut, so lange sie im Lazarett ihres Doktors weilen durften.

Noch ein zweites Händepaar arbeitete im Schein der Lampe. Domke sah es gern, wenn Fintje des Abends mit ihrem Klöppelkissen ihm gegenüber am Tische saß.

Fintje arbeitete mit rastloser Emsigkeit. Vom Nebenzimmer her schallte die dröhnende Stimme Papa Toones, der sich mit seinen Getreuen beim Kartenspiel vergnügte. Die Gicht in den Füßen hinderte ihn jetzt häufig am Ausgehn; dann mußte Fintje laufen, den Jarokrug in der Wirtschaft füllen zu lassen. Papa Toone war kein Rechenkünstler, er machte sich nicht klar, daß er nur dank Fintjes mühsamem Verdienst noch imstande war, den dickbauchigen Krug so häufig füllen zu lassen. Der joviale Rentier hatte seine Freunde gar zu oft freigehalten beim „Captainje“ und „Al Marmitte“, und die Etablierung des Sohnes als Uhrmacher hatte in sein kleines Kapital vollends eine bedenkliche Bresche gerissen. Und Domke war ein zu pünktlicher, heikler Arbeiter, als daß er aus seiner Zeit viel Geld hätte schlagen können. Da war es denn gut, daß Fintje die Haushaltungskasse in Händen hatte und deren Fehlbetrag mit dem Erlös ihrer Hände Arbeit ergänzen konnte. Sie war bescheiden geworden. Den beiden unpraktischen Männern unentbehrlich geworden zu sein, sich für sie abmühen zu dürfen, tagüber mit Puken, Kochen, Bedienen und noch bis in die Nacht hinein mit Klöppeln, das hieß Fintje d'el

Trap, die so hoch hinaus gewollt hatte und ein Sehnen nach dem Schönen, Strahlenden, Glanzvollen der Märchenwelt in sich getragen hatte, das hieß sie jetzt Glück.

Domke hob den Kopf und sah die fleißige Arbeiterin ihm gegenüber prüfend an. Er hatte ein geheimes Wohlgefallen an dem schönen, weichlinigen Gesicht, das sich unverwandt auf das Klöppeltissen niederbeugte.

Nun laß es gut sein, Zintje. Mach endlich Feierabend!

Er streckte ihr die Hand hin über den Tisch. Sie ließ hastig von der Arbeit ab und lächelte dankbar bei dem anerkennenden Händedruck.

Du bist doch ein lebenswürdiges, anmutiges Geschöpf, sagten Domkes Augen, vielleicht bringe ichs fertig, über den dunkeln Punkt in deinem Leben hinwegzusehen!

Und Zintje lächelte dankbar für so viel Großmut.

Kleine Mädchen müssen bescheiden sein!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Die Handelsverträge sind unter Dach und Fach, die Kanalvorlage ist es ebenfalls, denn im Herrenhause wird sie nicht scheitern, damit sind nicht nur zwei Fragen ersten Ranges für Deutschland und Preußen gelöst, sondern — was mindestens ebenso wichtig ist — es sind auch zwei Streitpunkte aus der Welt geschafft, die unser politisches Leben lange schwer belastet haben. Da die Zolltarif- und die Handelsvertragsfragen aller zwölf Jahre wieder aufleben und schon vor Ablauf der Periode auf deren letzten Abschnitt ihren Schatten werfen, so handelt es sich bei diesen tatsächlich mehr um einen langen Waffenstillstand als um einen Frieden. Darum hat fast keine Partei unterlassen, an das Ende dieser Frist ihre Hoffnungen zu knüpfen: die Linke, indem sie noch einmal das Freihandelsgepenst heraufbeschwor, die Sozialdemokratie, indem sie dem „Wuchertarif“ fluchte, innerlich aber froh war, daß die Mehrheit des Reichstags den sozialdemokratischen Wählern die Erhaltung ihrer Arbeitsgelegenheit sicherte; die agrarische Rechte, indem sie die recht großen Errungenschaften der neuen Verträge als „Abschlagszahlung“ schmünzelnd entgegennahm. Herr von Oldenburg, ihr Sprecher, versicherte mit einer tiefen Verbeugung gegen den Reichskanzler, daß Graf Bülow nach zwölf Jahren an der Spitze des Bundes der Landwirte den Reichstag aussetzen werde. Aber auch die agrarischen Bäume pflegen nicht in den Himmel zu wachsen, und Prophezeiungen über das, was nach zwölf Jahren sein wird, sind eitel. Vor allen Dingen wird es jetzt darauf ankommen, ob die Konservativen entschlossen auf den Boden der völlig veränderten politischen Lage treten, die durch die Annahme der Handelsverträge und der Kanalvorlage für sie geschaffen ist. Das Verhalten des größten Teils der Konservativen — auch noch bei der Abstimmung über die Kanalvorlage — war ein politischer Fehler, der sich nur mit dem Verhalten der Fortschrittspartei zu der Militärvorlage der Konfliktjahre vergleichen läßt. Solche Fehler aber darf eine Partei, die sich als regierungsfähig erweisen will, nicht machen, die unabwiesbare Folge ist seit vielen Jahren das Sinken des konservativen Einflusses in unserm gesamten Staatsleben gewesen. An lehrreichen Vorgängen solcher Art ist die neuere Geschichte wahrlich auch sonst nicht arm: so haben die Deutschen in Österreich durch das Verhalten ihrer Führer in der bosnischen Okkupationsfrage die Stellung des Deutschthums nicht nur schwer geschädigt, sondern die ehemalige Hegemonie im Kaiserstaate fast unwiederbringlich verloren.

Für unsre Konservativen liegt nun allerdings die Erklärung ihres Verhaltens darin, daß sie durch ihre ursprüngliche Stellung zur Kanalvorlage dem mit den Handelsverträgen von 1892 beschrittenen Wege ein Ziel setzen wollten. Eine heute